

## Buchkritik

Thomas Bedorf\*

# Die performative Kraft nachträglicher Subjekte

DOI 10.1515/dzph-2016-0077

**Dominik Finkelde.** Exzessive Subjektivität. Eine Theorie tathafter Neubegründung des Ethischen nach Kant, Hegel und Lacan. Freiburg, Alber, 2015, 408 S.

Die Frage danach, wie sich fundamentaler Ordnungswandel zumindest begründungstheoretisch denken lassen soll, war immer schon eine schwierige. Entweder beruht die neue Ordnung auf Kriterien, die der alten entstammen, und ist also so neu gar nicht – die neue Ordnung führte dann bloß die alte fort, wenn auch ein wenig anders –; oder das Neue erfindet die Kriterien vollkommen neu, wonach Ordnungen zu beurteilen wären – dann aber stünde kein Boden bereit, auf dem die Kriterien ihrerseits ruhen könnten. Von Ad-hoc-Kriterien könnten sie nicht unterschieden werden.

Dominik Finkelde geht in seinem Buch *Exzessive Subjektivität* über diese philosophische Trivialität hinaus, indem er zeigen will, dass der genannten Paradoxie – die sich vor allem (aber nicht nur) im Feld politischer Wandlungsprozesse konturieren lässt – ein ebenso paradoxes Strukturprinzip von Subjektivität zugrunde liegt. Über Autonomie verfügt ein Subjekt nicht in reiner kontextloser Selbstausbübung eigener Willkür, sondern immer schon in je spezifischen Praktiken, die die Normen bereitstellen, die es zur Autonomie befähigen. Wenn aber subjektive Autonomie auf diese Weise getragen ist oder, stärker noch: hervorgebracht wird, erweist sie sich gerade nicht als autonom, sondern als abhängig. Praktiken müssen ihrerseits, wenn sie normativ reflektierbar (und nicht blind ablaufende Routinen) sein sollen, Autonomie voraussetzen, die nicht auf die Normen *in* diesen Praktiken reduzierbar sein darf.

Finkeldes Pointe zur Ausdeutung der Paradoxie subjektiver Autonomie besteht dabei in einem zeittheoretischen Dreh. Gerade weil es ihm nicht darum geht, die Paradoxie einseitig aufzulösen – sei es zugunsten einer idealistischen Freiheitsapologie, sei es zugunsten einer schlichten Theorie der Sozialisation –, erarbeitet er in einer Relektüre von Kant und Hegel eine Figur dessen, was er „exzessive Subjektivität“ nennt. Sie soll darin bestehen, dass eine Subjektivität

---

\*Kontakt: Thomas Bedorf, [thomas.bedorf@fernuni-hagen.de](mailto:thomas.bedorf@fernuni-hagen.de)

performativ bereits dort in Anspruch genommen wird, wo sie begründungstheoretisch noch nicht vorliegen kann. Diese Subjektivität wird daher als „gespalten“ aufgefasst werden müssen, insofern sie weder auf der einen noch auf der anderen Seite einen festen Stand erhalten kann. Im Hinblick auf die eingangs erwähnte Paradoxie des Ordnungswandels versteht Finkelde seinen Entwurf einer „Theorie retrospektiver Normativität“ (15) von einer subjektiven Handlung her, die gewissermaßen nicht weiß, was sie tut, weil sie es noch nicht wissen kann. Es wird sich immer erst zeigen müssen, ob und inwieweit die „Handlungstat“ (16), wie die Handlung jenseits des Gesetzes bezeichnet wird, Gründungsakt einer neuen normativen Praktik gewesen sein wird oder nur die Äußerung eines Outlaws.

Nach einer einleitenden Exposition des Themas und der These sowie einer kurzen Situierung der Paradoxie der Autonomie bilden drei große Kapitel den Hauptteil des Buches, die den im Untertitel genannten Autoren Immanuel Kant, G. W. F. Hegel und Jacques Lacan gewidmet sind. Es ist kein Zufall, dass dies die zentralen Autoren sind, auf die auch Slavoj Žižek in seinen Erkundungen der Abgründe moderner Grundlegungen von Subjektivität immer wieder rekurriert, ist es doch Žižek, der als der Name-des-Vaters für Finkeldes Unternehmen gelten darf (bis in die Autorschaft des Klappentextes).

Der moralphilosophische Gründungsgestus Kants wird angesichts der überkommenen Lager der Interpretationen neu gelesen. Die Gesetzesmoral Kants wird seit langem auf die Frage des Formalismus zugespitzt. Man kann nun entweder von der Orientierung an der kontingenz-freien Reinheit des moralischen Imperativs (und damit vom Kant der frühen Werke, insbesondere der *Grundlegung*) Abstand nehmen oder im Gegenteil (mit Blick auf spätere Werke Kants, insbesondere die *Tugendlehre*) nachzuweisen versuchen, dass Kant gar nicht der leere Formalist ist, für den ihn manche halten. Finkelde beabsichtigt nicht, in der Diskussion der Kantschulen Partei zu ergreifen, sondern sie auf das zu verweisen, was darin vergessen wird, namentlich die Sprengung des Formalismus in der Formulierung des Formalismus selbst. Damit soll eine „eigenständige Radikalität der frühen moralphilosophischen Schriften“ (53, Fn.) ans Licht gehoben werden. Gesprengt wird der Formalismus nun dadurch, dass in der Formulierung des kategorischen Imperativs eine Subjektivität in Anspruch genommen wird, die erst durch dessen Vollzug volle Geltung erlangen kann. Die Subjektivität kommt gewissermaßen zu früh, wird vor ihrer Zeit in Anspruch genommen. Ohne diese vorzeitig in Anspruch genommene Subjektposition kann die im kategorischen Imperativ formulierte Gründung von Normativität nicht funktionieren. Sie lebt vom performativen Vorgriff auf eine Figur der Subjektivität, die doch selbst erst durch die Performanz voll legitimiert wird. Es ist ein unspezifischer und nicht weiter erläuterter Sprachgebrauch, wenn Finkelde dieses Moment, in dem das Allgemeine des Gesetzes sich durch das Partikuläre des subjektiven Vollzugs ereig-

net, „das Ethische“ (57) nennt. Mit Alain Badiou soll „Überzähligkeit des Ethischen“ (58) heißen, dass das Konstitutionsmoment der Subjektivität sich nicht kausal aus dem Zählbaren errechnen lässt, sondern als sich ereignender Überschuss zu denken ist. Die terminologische Vagheit ist deswegen an dieser Stelle problematisch, weil sie im Text selbst den Raum für Assoziationsketten eröffnet, die von der Überzähligkeit zum Kalkül, zu damit analog gesetzten Begründungsdiskursen, zum Vernunftbegriff und zu den Katastrophen des 20. Jahrhunderts führen. Philosophisch argumentiert ist diese assoziative Reihung nicht.

Konzentriert man sich auf den sachlichen Kern, so lässt sich vor allem an seiner Interpretation der „Revolution der Gesinnungsart“ nachzeichnen, wie Finkelde die antinomische Subjektivität jenseits formalistisch-autonomer (Christine Korsgaard) oder praxeologischer (John McDowell, Robert Brandom) bzw. diskurs-ethischer (Karl-Otto Apel, Jürgen Habermas) Kant-Interpretationen, die Finkelde kontrastierend heranzieht, positionieren will. „Gesinnung“ als der Ort der Wahl des Subjekts, entweder autonomes oder Sinnenwesen zu sein, ist zugleich ein Ort, an dem die Letztbegründung der Moral scheitert. Es kann keine höherstufigen Gründe geben, die die Wahl selbst ihrerseits anzuleiten vermögen.

Der „subjective Grund der Annehmung der Maximen“ (Kant, *Religionsschrift*) muss für das Subjekt, soll es konsequent und radikal die Gesinnung des moralisch Gebotenen übernommen haben, stets das moralische Gesetz sein, das für Sinnenwesen bekanntlich nie realisierbar ist. Es muss aber zugleich das partikular unmittelbar Motivierende sein können, wenn es das Subjekt wirklich zu „seiner“ Sache gemacht haben soll. Der Vorgriff auf die „Heiligkeit“ wird nun in Finkeldes Interpretation nicht als *ein* Schritt einer schrittweisen Annäherung, sondern als „permanente Revolution“ gedacht. Da nun die Übereinstimmung sich nicht in der Introspektion, sondern nur im Nachgang der Handlung erkennen lässt, ergibt sich die Zeitstruktur der Nachträglichkeit, wie sie auch aus der psychoanalytischen Traumaforschung bekannt ist: „Erst die Tat ‚beweist‘ [...] retrospektiv ein Gesinnung-gehabt-Haben, da sie als *causa sui* in der Tat performativ entstanden sein wird“ (76). Ob das Subjekt sich tatsächlich als moralisches gewählt hat, ist niemals sicher und notorisch unentscheidbar. Sicher ist, dass die Erwartung, diese Situation sich *in* der Situation reflexiv vollkommen transparent machen zu sollen, eine „Überforderung“ darstellt.

Man könnte nun denken, dass bei Hegel die bei Kant ausgewiesenen Paradoxien behoben sind, da Hegel schon früh den Formalismus-Vorwurf an Kant aufgegriffen hatte und mit dem Gedanken einer „zweiten Natur“ die Sinnlichkeit und ihre motivationale Kraft in die praktische Philosophie (wieder) eingetragen hatte. Finkelde stellt seine eigene Lektüre (wie im Falle Kants) jedoch gegen zwei Vereinseitigungen. Die eine besteht in der Unterstellung, dass in Hegels praktischer Philosophie letztlich der Begriff des Absoluten das „Problem einer Selbst-

vergewisserung der Moderne nicht nur löst, sondern *zu gut* löst“ (Habermas, zit. 157, Fn., Hervorh. im Orig.) und, politisch gesprochen, der absolute Staat für die Freiheitsstrebungen der Einzelnen die beste Gewähr sei. Die andere besagt hingegen, dass Hegel – gerade weil er eine plausible Rekonstruktion der Normativität aus den sozialen Praktiken gegeben habe – eine Reduktion individueller Verpflichtung auf die bloßen Üblichkeiten der Sitten der jeweiligen Zeit vornehme, also ein relativistischer Konventionalist sei. Gegen diese – wie im Falle Kants – überkommenene und allzu bekannte Interpretationsdichotomie setzt Finkelde einen Hegel der „Entzweigungsthese“ (Joachim Ritter), aber einer gewissenmaßen dekonstruktiv überhöhten. Die Lektüre will zeigen, dass beide Deutungen eine Spannung vernachlässigen, die sich nicht nur *auch* bei Hegel findet, sondern zu deren Erschließung Hegel wesentlich beigetragen hat. Vorarbeiten von Theoretikern des Ereignisses des Politischen (Alain Badiou, Chantal Mouffe, Ernesto Laclau und Žižek) sowie von Brandom aufgreifend werden Hegels Antigone- und Sokrates-Deutungen als Modelle der titelgebenden exzessiven Subjektivität gelesen. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie sowohl mit primär *a priori* orientierten (Habermas, John Rawls) als auch mit *a posteriori* platzierten Ethiken „unvereinbar“ (164) sind. Zutreffender wäre gewiss, zu sagen, dass diese Modelle der exzessiven Subjektivität weder auf die eine noch auf die andere *reduzibel* sind.

Finkelde will seinerseits darauf hinaus, dass die für Kant nachgewiesene paradoxe Struktur der Subjektivität auch bei Hegel erhalten bleibt, aber für den Bereich des Politischen reformuliert wird. Indem die „Gesinnungsrevolution“ als gesellschaftlich-struktureller Bruch statt als individualmoralischer Zwiepsalt (wie bei Kant) theoretisiert wird, wird Antigone zur widerständigen Figur einer neuen, anderen politischen Wirklichkeit, die für sie maßgebend gewesen sein wird. Ihre freie, wenn auch unbewusste, „nur intuitiv einsichtige“ (193) Tat ist zugleich die Verkörperung der antiken Sittlichkeit (in ihrer Berufung auf das göttliche Gesetz), wie auch die Ankündigung des Untergangs derselben. Antigones handelnder Vorgriff auf die Freiheit der Moderne erfüllt somit wieder, wie in der Lektüre von Kants Revolution der Gesinnungsart, die Formel von der „retroaktive[n] Performanz“ (190), d. h. einer vorzeitigen Wirkung einer noch unerfüllten Subjektivität. Diese nun bereits bekannte Figur wird dann auch an Hegels Sokrates-Interpretation exemplifiziert.

Was diese Figur politisch bedeuten kann, macht Finkelde am Fall Rosa Parks deutlich. Sie hatte sich 1955 zu Zeiten der amerikanischen Rassengesetze in einem Linienbus auf einen Platz gesetzt, der als „für Weiße reserviert“ gekennzeichnet war, und sich geweigert, den Platz zu verlassen. Ihre darauf hin erfolgte Verhaftung gilt als einer der Auslöser der Bürgerrechtsbewegung. Parks – so interpretiert nun Finkelde – bringt die rassistische Alltagsordnung

erst zum Erscheinen, indem sie einen für sie nicht vorgesehenen Platz besetzt. Dies verschafft normative Handlungsgründe – für sich und andere –, die zuvor nicht zur Verfügung standen: „Sie sah dadurch etwas, was andere Schwarze und Weiße, die Teil derselben Praxis waren, zuvor über Jahrzehnte eventuell nicht sehen konnten, weil der Akt ihnen fehlte, d. h. das Dezisionsmoment, welches den Blickpunkt als Bedingung moralischer Beurteilung in einer Gesinnungsrevolution erst erschafft“ (151).

Jacques Lacan hat sich zeitlebens in die Auseinandersetzung mit der Philosophie und einzelnen philosophischen Werken begeben und damit die Skepsis Sigmund Freuds zugunsten der Anerkennung der Verwandtschaft von Psychoanalyse und Philosophie aufgegeben. Kant, Hegel und Martin Heidegger sind es vor allem, die in seine Seminare immer wieder integriert werden, sei es als beiläufige Stichwortgeber für das eigene Signifikantenlabor, sei es in Form gründlicher Lektüren. Relevant ist im vorliegenden Kontext die Auffassung, dass das Subjekt in einem Spannungsfeld zwischen symbolischer Ordnung, die die Rollen und Identifikationen bereitstellt und sortiert, ohne die das Subjekt nicht sprechen kann, und einem Begehren, das sich stets auf einzelne Objekte richtet, die Fülle versprechen, aber doch stets von einem Mangel heimgesucht werden, situiert sei. Der große (symbolische) und der kleine (imaginäre) Andere lassen das gespaltene Subjekt nur phantasmatisch zur Ruhe gelangen (333). Das Durchkreuzen des Phantasmas als Beginn einer anderen Subjektivierung (als Ziel bspw. einer psychoanalytischen Therapie) wird nun ihrerseits nicht durch argumentatives Abwägen ermöglicht, sondern verdankt sich einem „dezisionistischen Schnitt“ (340). Darin wird eine Analogie zu den kantischen und hegelschen Modellen gezogen: „Der Ort, von dem aus das Subjekt diszipliniert wurde, wird in der Charakter-, Gesinnungs- und Neurosenwahl dezisionistisch auf es selbst in einer dialektischen Kehrtwendung zurückgespiegelt als derjenige, von dem aus das Subjekt – in einer paradoxen Zeitschleife – diese Disziplinierung immer schon zumindest mitzuverantworten hatte“ (343). Die Kennzeichnung dieses Aktes als „dezisionistisch“, die Finkelde an mehreren Stellen verwendet, ist allerdings irreführend und kritikwürdig. Er hätte sie selbst mit dem Hinweis auf die Zeitstruktur des *Futur antérieur*, die gerade die Setzung des Aktes *selbst* als Norm umgeht (359), vermeiden können, ja müssen.

So zeigt sich nun in Finkeldes kenntnisreicher Nachzeichnung lacanscher Lektüren und seiner zugrundeliegenden Theoretisierung des Unbewussten als einer Form differentiellen Signifikantenspiels, inwieweit das bis hierher Erarbeitete bereits von der Lacan-Position inspiriert war, ohne dies zu bekennen oder zu benennen. So wird Antigones Leben mit Lacan als ein Leben „wie von einem außer-symbolischen Ort geführt“ (304) bezeichnet, also einem aus lacanscher Sicht „unmöglichem“ Ort. Auch Rosa Parks' Intervention kann zudem mit Lacan

als ein „hysterisches Handeln“ gedeutet werden, „das eine bestimmte Identität und die daran gebundenen sozialen Pflichten ablehnt“ (310). Dies allerdings ist ein Erkenntnisgewinn, der auch mit geringerem Aufwand zu haben gewesen wäre.

Innovative Werke ernten immer auch Vermisungen. Finkeldes Ansatz hätte bei analogen systematischen Intentionen auch anders gewählt werden können. So wären Emmanuel Levinas und Jacques Derrida ausgezeichnete Gesprächspartner gewesen, um die Zeitstruktur von Subjektivität im Hinblick auf die Nachträglichkeit erweitern zu können. Der Autor hätte die Figur des Chiasmus bei Maurice Merleau-Ponty oder der Diastase bei Bernhard Waldenfels heranziehen können, um die Einsicht, dass Subjektivität sich selbst entgeht, erfahrungsnah nachzeichnen zu können. Diese Erweiterungen hätten auch dazu dienen mögen, den Blick vom akthaften Einzigkeitsgestus zurück auf die Alltäglichkeit dieser Zeiterfahrung zu lenken. Umgekehrt ist zwar offenkundig, dass die Kant- und Hegel-Lektüre stets psychoanalytisch informiert ist (genauer gesagt durch die Laibacher Lacan-Schule – Žižek, Alenka Zupančič u. a.), warum aber das große eigens Lacan gewidmete Kapitel zwingend erforderlich ist, erschließt sich in systematischer Hinsicht nicht ohne Weiteres. Eine begrifflich-systematische Ergebnissicherung *nach* der Arbeit an den Werken Kants, Hegels und Lacans erfolgt jedenfalls nicht.

Die rekonstruktiven Ausführungen sind über weite Strecken im guten Sinne konventionell: Sie machen ihren Argumentationsgang umfassend transparent, beruhen auf einer gründlichen Auseinandersetzung mit dem internationalen Stand der Forschung und beziehen vor diesem Hintergrund begründet Position. In diesem Sinne trifft auf Finkeldes Buch die Einschätzung zu, die der Autor selbst auf Zupančičs Kant-Lektüre bezieht: sie sei „nicht so innovativ, wie sie manchmal suggeriert“ (83, Fn.). Es trifft aber hier wie dort ebenso zu, dass der Gewinn des Zugangs in der Konzentration und der Zuspitzung besteht. Die Originalität des Buches besteht gerade in der Konstellation dieser konventionellen Rekonstruktionen. Sie ist nämlich so angelegt, dass Kant und Hegel gewissermaßen als ihre eigene Dekonstruktion erscheinen: die Selbsterneuerung der Subjektivität nicht als bloße Verwirklichung einer Potenzialität, die schon bereitgestanden hat und nur auf ihre Umsetzung wartete, sondern „als quasi-transzendentaler Kollaps der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit“ (373). Die „retroaktive Performanz“ der Subjektivität mag eine der Sache nach bekannte Figur gewesen sein. Sie mag sich auch aus mehr Quellen speisen, als Finkelde verrät. Sie hat aber systematisch pointiert formuliert werden müssen – und das hat man so noch nicht gelesen.